

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 29 (1947)
Heft: 34

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.90. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzelnummern kosten 20 Rappen / Erschließung auch in sämtlichen Bahnhofs-Kiosken / Abonnements-Eingehungen auf Postfach-Nr. VIII 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer Frauenvereine

Verlag: Gesellschaft „Schweizer Frauenblatt“, Zürich
Inzeraten-Annahme: August Fisse u. Co., Stadlerstrasse 64, Zürich 2, Telefon 27 29 75. Postfach-Nr. VIII 12483
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telefon 222 52. Postfach-Nr. VIII 66

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Inzerationspreis: Die durchschnittliche Werbergebnisse sind nach dem Raum 16 Sp. für die Schweiz, 30 Sp. für das Ausland / Bekanntheit: Schweiz 45 Sp., Ausland 75 Sp. / Schriftgröße: 10 Sp. / Keine Verstaatlichung für Placierungsvorschläge der Inserenten / Inzerationspreis Montag abend

Frauen als Herrscherinnen?

Lange Jahrhunderte der Geschichte haben diese Frage, die immer wieder und mit dem Unterton miträuschend gestellt wurde, längst beantwortet. Groß ist die Zahl der Frauen, die sich als ausgezeichnete Herrscherinnen bewiesen haben. Immer lassen besondere Umstände Frauen zur Macht gelangen, sei es das Fehlen männlicher Nachfolge, sei es das Vergehen der Regierenden. Da gilt es erst viele Gefahren zu bestehen, Unstetigkeit, ja Verfolgung und Gefangenschaft bis ihnen ein endlicher Umsturz der Verhältnisse den Weg ebnet. In dieser Erprobung erstarben jene weiblichen Eigenschaften der vorausschauenden Geduld, des klugen Sich-Anpassens, oft benötigt unter dem Zwang der Umstände sich in berechnend verstellende Schaulust zu wandeln. Da ihnen oftmals nichts die Macht zusichert, ihnen alles entgegensteht, müssen ihre Fähigkeiten ja besonders und dem tiefsten Bedürfnis der Zeit entsprechende sein. So zeigt das Emporkommen einiger der Größten unter ihnen viel ähnliche Züge.

Wieviele Namen des Altertums, der frühchristlichen Zeit, des Mittelalters, wo vor allem in Südfrankreich eine Art Dynastie der Frauen die Geschichte prägten, wo ein Kleonor de Poitou, Gattin Ludwigs VII., von Frankreich, dem Heinrich II. von England, hervorritt. Selbständig vermolte sie für Herzogin Aquitanien. Im 1400 hat die dänische Königin, die schwarze Margret, in ihren Händen die Herrschaft über die Länder Skandinavien. Einige Jahrzehnte später molte außerordentlich klug und tatkräftig im Alpenland die Herzogin Margarete, die Sorgenfroh, Weiss, Säugliche, deren Leben, nachdem es Unheil und Unglück erfahren, im tragischen Verzicht verblüht. Frauen stehen am Beginn eines Weltreiches und ihr Wert ist es, wenn das Land zu einem weltumspannend beherrschenden wird. Gewaltlos leitet Johanna, beinahe aus dem Nichts Spaniens neu erschaffen, unermüdet in fanatischer Begeisterung, doch in ihrem Glauben an jenseitige Ordnungen nicht sich verhängnisvolles Mißgeschick.

Nicht weniger groß ist Elisabeths Leistung, schimmernd glühend, zäh und verschlossen wird sie nicht ruhen, bis England an erster Stelle steht, jener, die einst Spanien innehatte.

Um viele schafft die Macht eine Sphäre der Verehrung, sie ruhe allein oder an der Seite eines Gatten ausüben. Es lebt in ihnen auch die schmerzliche Erfahrung, wie sie dem Herrschenden die erprobende Begegnung mit der Unberechenbarkeit menschlichen Wesens nicht entpart. Oft wachst die Sorge um Land und Volk aus persönlicher Verzweiflung, aus leidvoller Einsamkeit der Frau, wird zum hohen, alle Kleinen und schüchternen Wünsche weit zurücklassenden Erfüllung. Denn allen Frauen, welche als Herrscherinnen bedeutend waren, ist dasselbe zu eigen: Volk und Land ist ihnen ein Lebensdasein, darin ihr Wert, ihre Liebe stützt, dem ihre Sorge, ihre Arbeit gilt. Deshalb erlebt die Frau

ihr Herrschertum nie als etwas Abstraktes, stets bleibt sie dem Land lebendig verbunden, das ein Teil ihrer selbst geworden, ihr Herz, ihre Sinne erfüllt. So erwartet ein Volk von der Regierung einer Frau eine Zeit des Wohlbefindens, des Friedens, der Sicherung des Bestehenden. Weniger gelobend von der Macht sind Frauen, weniger ihr verfallen, weil sie in diesem Zusammenhang verlieren. Oft wissen sie sich und ihr Land im Schicksal auch besser zu bewahren. Selten werden sie, nur um eitel Machtgelüste willen Kriege entfesseln. Sind sie jedoch gezwungen, sich zu verteidigen, so zeigt die Geschichte, daß Frauen, die jedes Todesurteil durch langes Zaudern zu verhindern suchen, der äußersten, ja grausamen Entschlußkraft fähig sind, ihre männliche Umgebung weit übersteifen. Welch eine Anzahl kluger und tapferer Frauen weiß die Renaissance vorzuweisen. Bianca Maria Sforza, nicht minder groß und berüchtigt an der Seite ihres großen und berühmten Gatten, sie, die in dessen Abwesenheit die Regierungsgeschäfte übernimmt, die Verteidigung ihrer Herrschaft leitet, die Seele der lombardischen Politik.

Ihre Enkelin, Catarina Sforza schafft, nachdem sie eines ausgeprägten, verbrecherisch-anmaßigen Gatten ledig, aus dem kleinen Fürst, einen mächtigsten Staat. In vielen kleinen Fürstentümern Italiens wachen Frauen, die auch einer größeren Aufgabe jederzeit gewachsen sind.

Doch es gibt auch andere Herrscherinnen, hemmungslos willkürliche wie Johanna I. von Neapel,

dunkle Erscheinungen, wie jene englische Maria mit dem Beinamen „die Blutige“, in denen sich weibliches Element ins Negative lehrt, als törichte Intrigierlust, planloses Handeln, heimtückische Grausamkeit. Indessen beweisen sie nichts gegen die Frau als Herrscherin, sie stehen, die wenigen, neben vielen unfähigen, der großen Aufgabe nicht gewachsener Männer. Denn diese Aufgabe gilt es ja vor allem als Mensch zu erfüllen, als ein der Menschheit dienendes, mit den besten Gaben seines Geschlechtes.

Weibliches Herrschertum erwächst nochmals im 18. Jahrhundert zur vollen Größe. Maria Theresia, strebend in mütterlicher Wärme, Katharina II., in einem eben noch barbarisch mährischen Land alle Eigenschaften der Herrscherin steigend, alle Grenzen weiblichen Wesens weitend, scheinbar sich ausschließendes lassen in sich vereinen. Mit den bürgerlich werdenden Jahrhunderten erhält das Bild der regierenden, der königlichen Frau immer mehr hausmütterliche Züge. Wieder steht in einer großen, mehr geistlichen als heroischen Epoche Englands eine Frau an der Spitze, zäh den Besitz mehrerer Länder Victoria über ein gefestigtes und mächtiges Reich.

Doch das Maß des Menschlichen ist klein geworden und das Gefüge gegebener Ordnungen hat sich verändert, damit auch das Bild der herrschenden Frau verfeinert. Vielleicht entsteht aus einer am Mißbrauch der Macht gezeigten Zeit ein neues Bild, denn wieder ist die Frage nach der Frau als Herrscherin gestellt. Ob in dieser, ob in anderer, neuzeitlicher, der Zeit entsprechender Form, die von der Geschichte vielfach beigeugten Fähigkeiten der Frau wollen sich erweisen.

Die Kunst des Wartens

Bessers hatten sich weit draussen am Stadtrand ein neues Haus gebaut, und waren mit ihren beiden heizigen Kindern dort hinausgezogen. Zu dem hübschen Hause gehörte ein schönes großes Stück Land, das der Vater von einem Gärtner mit allerlei Obstbäumen und Beerensträuchern und auch mit Spalierobst und Weintraubenträumen hatte bepflanzen lassen. Gleich am ersten Tag ging der Vater mit seinen Kindern in den Garten, und erklärte ihnen, wie der liebe Herrgott nun alles wachsen und gedeihen lassen würde, daß die Sonne kommen würde und alles mit ihrer wunderbaren Wärme befeuchten, und dann der Regen die Erde befeuchtet, damit alles größer werde, und dann im Herbst könne man die Früchte ernten. Sein besonderer Stolz waren die Weintrauben, die sich am Hause entlangzogen, und er erklärte ihnen, wenn zum Ende September die Trauben reif und sich dunkel, „dann werden sie euch aber gut munden“, Herbst, was bis zum Herbst sollten sie auf diese Weintrauben warten, und sie zählten mit ihren kleinen Fingern ab, wie lange das noch sei, und dachten bei sich, das ist ja eine Ungeheuer! Mit Wohlgefallen schauten sie nun Tag für Tag, wie diese grünlichen weichen Beeren immer größer wurden, und eines Spätnachmittages

konnten das Brenneli und der Fritz der Versuchung nicht widerstehen, und sie verschmausten alle Beeren, die sie nur mit ihren Händen greifen konnten. Da die Fritz aber noch vollkommen unreif waren so lagen sie am Abend in ihren Betten und warteten bitterlich über das Bauchgrimmen, das sie nun zu ertragen hatten.

Vreni und Fritz wußten nichts davon, daß Wartensformen gelernt sein will, und eine große Kunst ist. Aber es frist nicht nur Kinder, sondern ebenso oft leider erwachsene Menschenkinder, die angeblich nicht warten wollen und glauben, auch nicht warten zu können. Wer mir nun aber nicht behaupten will, das Warten mache ungeduldig, es zermürbe, es mache die Menschen sogar noch krank, der beweist nur, daß er vollkommen verkehrt wartet. Nicht das Warten, sondern die Warterei ist es, die den Menschen reizbar und müde machen kann. Warterei aber ist das trasse Gegenteil vom richtigen, Gott wohlgefälligen Warten. Es gibt wohl kaum einen Menschen, der nicht die verkampfte Warterei im Wartenszimmer eines Arztes erlebt hat. Da hört man seufzen, aufstöhnen, nervös blättern die einen in den ausliegenden Journalen, wieder andere heißen an den Fingernägeln oder spielen unruhig mit

ihren Fingern oder zupfen an ihren Haaren herum, andere wippen wie der „Jappelphilipp“ im Straußpeter auf dem Stuhle hin und her, wieder andere lassen beständig unruhigvolle Blicke auf jede sich öffnende Tür, andere springen auf und begimmen auf dem Gang auf und ab zu rennen, andere flüstern nur im Wartezimmer kurzum die Stimmung ist allgemein gedrückt, und statt daß man im Arzt den Menschenfreund und Helfer erblickt, begegnet man ihm mit einer gewissen anglistischen Voreingenommenheit. Die Atmosphäre der Warterei wird aber bestimmt von der Güte des Wartenszimmers noch von der Nüchternheit des Arztes, sondern einzig und allein von dem wartenden Patienten, dessen Ungeduld es nicht erträgt, daß der Arzt sich nicht sofort seiner annimmt.

Wenn man mit erfolgreichen Menschen spricht, wird man immer wieder feststellen, daß neben der Nüchternheit und Einsatzbereitschaft das Wartenstehen steht. Ich denke nur an das große und wegweisende Schöpfen des Tuberkuloseforschers Robert Koch. In unermüdlicher Arbeit prüfte in jähem, stillen Warten Koch Jahr um Jahr Präparate für Präparate, bis es ihm endlich gelang, die winzigen Stäbchen, die Tuberkelbazillen, sichtbar zu machen. Eine Entdeckung, die nicht nur für die Diagnose und Behandlung der Tuberkulose von ungeheurer Tragweite geworden ist, sondern in der gesamten Medizin revolutionierend gewirkt hat. Güte Robert Koch nun nicht verstanden, zu w a r t e n, u hätte sich die ganze Mühe seiner jahrelangen Forschung nicht sinnlos vollenden können. Er wäre vielleicht ein Schrittmacher, nie aber der geniale Forscher gewesen, der ein Neuland entdeckte, das dem gesamten medizinischen Denken eine andere Richtung gab.

Warten können, das bedeutet also nicht, tatenlos die Hände in den Schoß zu legen und darauf warten zu wollen, daß plötzlich etwas Großes vom Himmel auf einen herunterfällt, und man mit einem Schloge etwa reich oder glücklich wird. Diese passive Art ist ganz einfach leiblicher Schlenker und hat mit dem Warten und Abwarten nichts des gemeinsamen und starken Menschen nicht das allermeiste zu tun.

Einer der Grundzüge, die das Kleinik schon unbeding in der Kinderheilkunde lernen sollte, ist eben das richtige, geduldige und daher lebensauffrischende Warten. Ebdar nicht andauernd, „ich, ich und nochmals ich“ rufen, sondern es muß schon als Säugling lernen, seine Ungeduld zu meistern, später dann muß man dem Kleinen das Still-Essen beibringen, es muß unbeding frühzeitig lernen zu warten, bis bei Tisch die Schüssel mit der leckeren Nachspeise endlich bei ihm angelangt ist, und es muß warten und nochmals warten, bis es größer, verständiger und selbständiger geworden ist.

Nun ist es aber leider im täglichen Leben oftmals so, daß das in der Kindheit Erlernte allzu schnell vergehen wird. Der Erwachsene nimmt es als ein Sonderprivileg für sich an, daß er u n g e d u l d i g sein darf. Er kann selbstredend nirgends warten, kommt er in einen Laden, will er mit Vorrang bedient werden, kommt er zum Arzt, so muß er natürlich zuerst darankommen, weil er überzeitigt ist, seine Krankheit sei die schwerste und gefährlichste. Selbst-

Wie fünf Mädchen im Brautwein jämmerlich umkommen

Eine merkwürdige Geschichte von Servatius Gottlieb

Zu Hause nahm es erst Hoffmannstropfen, dann noch, als es immer jünger wurde, als der Frost ihm die Glieder zusammenlag und ein Glühbrand ihm zum Kopf auszuflugen schien, eine tüchtige Dosis Armeitenwässer. An der Nacht war, daß das Behrmdagen Stille rief in Nachbarhause. Es schloß die Stühle im Bett herum, und Stubi schreie, der Teufel wolle es nehmen, man solle doch der tüchtigen Gottesmilch zu Hilfe kommen. Die Leute besahen sich, endlich wagten sich ihrer drei hin und fanden Stubi im grauenvollen Zustande. Es war allerdings, als ob eine fremde Macht es packen wollte, als ob es gegen diese Ringe müsse mit allen seinen Kräften, und dieses Ringen ging so trampfhaft, gewaltig, daß es die Leute kaum zu halten vermochten. Dazu fließ es Träne aus, so gelend, daß sie durch Wut und Wein gingen, und aus den Tränen erriet man bald, daß es ein Kind, das man ihm entziehen wollte, zu verteidigen wolle, bald sich selbst gegen Mord.

Man fand nach einem Arzt, dann nach drei einem; sie redeten von Gehirnentzündung, von Nervenfieber, gar zu Mittel, machten Leberkugeln, aber ihnen zum Trost schloß sich bald unwillkürlich ein juchender Wahn-

sinn heraus, in welchem es völlig zum Tier ward, alles unbekannt von sich gehen ließ, alles zerrig, was ihm in die Hände kam. Beiten, Kleider usw., gegen alle Leute wütele, gegen jeden Rabenden alles schimpf, was es neben und unter sich fand.

Man mußte Stubi anbinden, einperren und tat es auch. Man tat es, wie man es am Ende zu tun pflegt, auf eine schonungslos, unmenschenliche Weise. Man verdingelte es. Es wurde in eine Kammer eingeschlossen, spitternack, die Fenster wurden herausgenommen, die Stube mit Boden zugemauert, weder ein Sonnenlicht noch ein Mondestrahel fiel mehr in die dunkle Stube. Dorthin wurde ihm sein Essen gestellt, es konnte dasselbe essen oder vernachlässigen, es konnte seinen Urin lassen oder das Essen, was es wollte und ob man es nicht tagelang vergaß, wer ja das aufgezichnet?

Solche vernagelte Höhlen findet man noch mehrere im Ranton Bern. In welchem Zustande die armen Eingeschlossenen leben, kümmert niemand, ob man sie erlösen oder verhungern läßt ganz oder halb, untersticht niemand. Man schloß sich um Stellen und Meinungen, aber getreue Berufserfüllung, ja die Erfüllung wahrer Menschenpflicht macht weniger große Haare. Man hat soviel mit seiner Person, ihrem Kredit und Vorzeil zu tun, daß man sich nicht um armen, elenden Kreaturen besähen mag. Da, wenn es vielleicht die, einer von einer andern politischen Partei mißhandelt einen Wahlsitzungen, so würde dem Armen vielleicht ein Geborgen, geflagt werden von Weiß oder Schwarz.

Stubi's Kateri dauerte einige Zeit, dann wurde es stiller und weider, die glückliche Zeit seiner Liebe dämmerte in ihm auf, es sollte mit seinem Schatz und Schatzte mit ihm, dann vergaß es ihn und träumte sich

ein Kind; mit dem tänzelte es auf die rührendste Weise, säugte es, lang ihm Wiegenlieder, mehrte ihm die Flügel, zeigte es den Beuten, wie läß es schlief, wie ein lieblich Mieneli es machte. Stroh hatte es sich zusammengewickelt, später bezog man ihm ein Kuberzucht, und mit diesem war es tagelang glücklich, glücklicher als vielleicht in seinem Leben nie. Diese Tage waren erbarrende Liebesblide des himmlischen Vaters die er nun fast armen, vernachlässigtes Kind warf.

Dann tauchten aber in seinem Glück wieder auf die finstern, trüben Gestalten: „— Unglück, Gestalten, die es trennen wollten vom Geliebten oder Kind, verführerische Gestalten, und der Wahnsinn schloß auf zur Wut, und die Nacht der Maueri bedte wieder das arme Kind.

Die Leute, bei welchen Stubi war, waren nicht die schlimmsten Leute, aber nicht die verständigsten. Sie verhasen es mit dem Essen selten, aber wenn Stubi redend wurde, so priggelte es der Mann guttogerweise ab, weil man ihm gelogt hatte, das sei gut dafür, also aus lauter Barmherzigkeit. War es wieder still und glücklich, so hat es sie wohl, daß sie es mit seinem Kinde an die Sonne ließen, und sie ließen es hinaus, anfangs behutlich und bemacht, dann aber immer losgelassen. Sie glaubten zu wissen im Voraus, wenn die Umstürzete, sie ließen es halbe Tage ohne Aufsicht kandelnd unter einem Baume mit seinem Kinde. Dann kamen aber auch Kinder zu ihm, die seines Spiels spotteten, das hübrige Kind verhöferten und es ihm nehmen wollten. Gewöhnlich bat es erst gar demütig, daß sie ihm aus der Sonne ließen, daß sie doch stille sein, nicht wecken möchten. Aber ein müller

Sinn, der so gerne Hunde neckt und Unglückliche quält, ein müller Sinn, gegen den in den Schulen und von den Eltern nicht genug gearbeitet, ja, der von Schulmeistern und Eltern nicht einmal erkannt wird, besonders bei den eigenen Kindern, der Sinn, der Tiere treibt, die unter ihnen Bemühten zu töten und zu fressen, trieb auch diese Kinder, ihre Mederlein fortzujehen, bis Stubi in den umstehenden Kindern die verhassten Gestalten zu erblicken glaubte, in Wut geriet und dann nur unter hürdbaren Mißhandlungen gebändig, nur nackt oder halbnaht in Gemütsam gebracht werden konnte, und dem laßen die Kinder zu.

Doch endlich erbarnten sie auch die müller Ruhe es quälten wollte, so ließen die andern ihn ab. Es wandelte noch und noch weiter um sein Haus herum und butete sein Kind, ging ihu und fill seiner Wege und stellte sich nur nie und da bei einer Frau, ihr sein Kind zu zeigen und zu preisen. Es adtete sich Tag und Nacht nicht, daher es zuweilen spät oder gar nicht heimkam; bloß wenn ihm einfiel, das Kind bei durstig oder habe kalt, so ludte es sein Dohd.

So wanderte es auch einmal an einem hellen Winterstage selbst heftig mit seinem Kinde ins Freie und lang demselben immer vom Stett her, den wollten sie zusammen juchen gehen, der sei gar lieb und gut und groß und schön und sicher nicht weit da dänne.

So wanderte es bis spät herum und ludte dem Kinde seinen Kettl, stand vor manchem Mannsbild still, lah forschend es an, schüttelte traurig den Kopf und juchte weiter. Endlich gegen Abend kehrte es in ein Haus ein, um sein Kind auf dem Ofen etwas zu erwärmen. Dort

redend, es gibt Gottlob auch rühmliche Ausnahmen! Die meisten Menschen bilden sich ein, sie dürften darauf los schimpfen, sie ist nun öffentlich, zumal es in Briefen — schließlich nur nach seinem Herzen doch Lust machen! Warten, das ist doch nur etwas für die Dummen! Warten, ja wohl! Was man etwa blau und grün wird, wie es im Volksmund heißt. „Nein, warten tue ich unter keinen Umständen, denn ich hätte auch meinen Soß,“ so hört es vielfach aus dem Munde der lieben Mütterchen. Fragt man sie nach einem kleinen Warte dann einmal bescheiden an, was denn eigentlich bei dem Nichtantworten herausgefunden sei, dann sieht man jumeist erst ein bedenkliches Achselzucken und alsdann folgt eine verlegene, ausweichende Antwort. Herausgenommen ist nämlich in 99 von 100 Fällen gar nichts. Merkwürdigerweise sind es leider oftmals Frauen, die nicht warten können. Das ist nun erklärlich, da die Frau von der Natur zur Haltung des Wartens überhaupt bestimmt ist. Und es ist doch ganz gewiss kein leeres Warten, sondern es erfüllt, zumeist ausgefülltes Warten. Viele Frauen sind oftmals so ungeduldig, sie scheinen ihren natürlichen Lebensrythmus fernegerückt zu sein und müssen nicht selten erst die innere Ruhe wiederfinden, die zum Handeln im rechten Augenblick gehört. Eine Frau und Mutter, die das rechte Warten versteht hat, hat es unfraglich für sich, eine gute, weise und vor allem auch geordnete Erzieherin ihrer Kinder und eine verlässliche Kameradin ihres Mannes zu sein. Wer sich aus der Strafe des Willens nicht zu weigern Warten zwingen kann, der muß es ganz einfach wie das Kleinkind gemacht wieder lernen, denn was ein Kind vermag, das sollte zum mindesten von Erwachsenen verlangt werden können. Unmühselig und Sport und die regelmäßige, notwendige Arbeit sind ganz vortreffliche Helfer, um den Körper wieder in die notwendige Gewalt zu bekommen. Wenn das erst einmal wieder bei einem „Entgitterten“ geschieht, ist dann ist schon ein beträchtlicher Schritt vorwärts getan, denn aus der körperlichen Beherrschung erwächst unmerklich die Beherrschung der gesamten Gedankenwelt der inneren Urtriebe. Man hätte sich früher eine Vorstellung, daß Seele und Körper vollständig getrennte Funktionen erfüllten. Heute weiß die Wissenschaft aber, daß diese in unauflösbarem Zusammenhang stehen. Darum ist es auch nicht verwunderlich, daß aus der Beherrschung des Körpers die innere Kraft und Ruhe entsteht, die nun einmal unbedingt notwendig und erforderlich ist, um warten zu können, um unter Umständen in manchen heißen und spannenden Lebenssituationen eine längere Spanne warten zu können, um mit Ausdauer zu warten und im Gleichgewicht zu bleiben. Denn die Kunst des Wartens besteht nicht darin, daß eine Zeitspanne ertragen wird und vorübergeht, sondern daß sie zu einer Kraft, zu lebendiger Arbeit wird, auf der man in das unerschöpfliche Land des Lichtes, der Freude und des Herrschenmenschen eintreten kann, der unser Lebenstag sein soll zum Segen unserer Mitmenschen. Darum bedeutet Warten können wirkliche Lebenskraft! P. K. St.

Ein Diszussion vor 70 Jahren
Im Jahre 1873 diskutierten im Rahmen der Gemeinnützigen Gesellschaft bekannte Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, Schulmänner, Arbeiter und Männer der Regierung die Frage der „Beteiligung des weiblichen Geschlechtes an öffentlichen Unterrichte in der Schweiz“. Es ging u. a. um die Frage der Beförderung im Lehrberuf stehenden Frauen, und man ließ mit einer beifolgenden Erklärung fest — aber nicht mit der Männer selber, denn die WB, im „Walliser Boten“ die Rede wiedergibt: Herr Landammann Keller von Olten erklärte: „Was die Beförderung anbelangt, so hat ich keinen Grund, warum die Lehrerinnen geringer besetzt werden sollen. Arbeit ist Arbeit.“

Um im Sommer nicht schlaff zu werden... Ovmaltine-kalt... Ebenso erfrischend wie kräftigend.
Dr. A. Wander A. G., Bern

nahmen sie Ambros und helen Stübli auch an, nämlich Brantwein, und die wohlbedachte Hausfrau brachte in aller Wohlgeheimheit ihm selbst das Glas und ein gewollt Glas Brot. Es schüttelte Stübli, als es die ersten Tropfen trank; dann zog sie gierig das ganze Glas in sich und dann noch eins, und in ihm fing ein neu Leben an aufzugehen, es fing an zu lächeln und es zu lachen, heute noch werde es bei seinem Schicksal sein, es und sein Kind. Und die Leute lachten der Armen und wollten es erzählen machen von seinem Schicksal, aber Stübli ließ sich nicht halten; sein Schicksal konnte ihm entgegengefahren mit hoch braunen Fingern, sagte es, können diese es nicht, warten könne er nicht. Es langte hinaus mit seinem Kinde in die kalte Nacht — und niemand sah Stübli lebendig wieder. Ein Bräutigam hatte seinen sich erbarnt und es heimgenommen.
Als der Frühling kam und die Böden Kaugenmesser lachten in wildem Krachen, da fanden sie einen Leichnam, grauam schon entstellte; aber es war Stübli, sein laubig Kind am Herzen. So fand es sein jammervolles Ende, das arme Mädchen. Gott wird ihrer wohl barmherzigig gewesen sein als die Menschen, die es zugrunde gerichtet und sich seiner erbarnten, nachdem sie es gelötet hatten. Denn nur er jammerten die Menschen, wie ich habe es eigentlich um dasselbe gemessen, andere balteten, daß man nicht etwas an Stübli gewagt, es wäre ihm vielleicht noch zu helfen gewesen, und der Pfarrer redete allenthalben von dem gutvergnügten Weibchen, in welchem man es hatte herumtrollen lassen. Aber Stübli war tot, und alle diese Reden halfen ihm nichts mehr.

Eine Lehrerin gibt ihr ganzes Sein so gut hin als der Lehrer. Wenn man fragen wollte, eine Lehrerin habe nicht so viel Bedürfnisse wie der Lehrer, so möchte ich fragen, worin besteht denn für den Lehrer die Notwendigkeit zum Schöpfen? Die Lehrerin muß ja auch ihre Güte, Bänder und schmuckvolle Kleider haben. — Ja der Landammann geht sogar noch weiter in seiner Forderung: „Man sollte eigentlich die Lehrerinnen noch höher bezaheln. Sobald das wahr und richtig ist, daß sie viel gewissenhafter und genauer sind als der Lehrer, so müssen wir sie mindestens gleich halten, weil sie vermöge ihrer Natur gestrongen sind, der Lehrberuf früher aufzugeben. Sie können daher für die späteren Jahre weniger Ersparnisse machen.“
Herr Gerichtspräsident Rigler von Solothurn seinerseits meinte auch, man sollte „an Beförderung der Lehrerinnen ebenso viel geben als den Lehrern“, und Herr Dekan Freuler aus Olten stimmte ihm bei: „Was die Beförderung anbelangt, so stelle ich mich hier auf die Seite von ausgezeichneten Schulmännern; auch mich würde es ein Unrecht dünken, wenn man die Lehrerinnen geringer besoldet würde. Wenn man solche an Schulen wählt, tut man dies im Bewußtsein, daß sie soviel leisten als die Lehrer.“
Von einer geradezu galanten Art aber war der Schulinspektor Heß aus Basel. Er vertrat mit viel Glanz den Grundsatz, daß die Lehrerinnen ökonomisch so gestellt sein sollten, daß sie „eine erfreuliche Lebensstellung einnehmen könnten“. Er wußte der Lehrerin weniger Unterrichtsstunden zumuten als den Lehrern, diese Stunden aber entsprechend höher bezahlt wissen: „Ich würde ein Penunum von 20-24 Stunden (pro Woche) als hinlänglich erachten, denn aber die Bezahlung pro Stunde für eine Lehrerin höher als für einen Lehrer ansehen, damit sich jene des Lebens auch erfreuen kann.“
Das gab es einmal in der guten alten Zeit. r.

Vom Fluch der Hausbar
Ein Fall aus einer schweizerischen Stadt
Aus dem Jahresbericht für 1948 der Basler Fürsorgestelle für Altkolonnen.
In unserem letztjährigen Bericht haben wir darauf hingewiesen, daß die Hausbar hauptsächlich für die Frauen eine erste Gefahr bedeutete. Bisher wurden wir schon öfters gefragt, ob es bereits Schläpfe zugeworfen worden seien, bei denen einander nicht schloß, daß sie als Opfer der Hausbar bezichtigt werden könnten. Nachfolgender Fallbericht möge diese Fragen beantworten und zugleich zeigen, wie schnell ein Mensch unter Umständen zur körperlichen und geistigen Ruine werden kann, wenn er in seinem Eifer ein Sortiment von Schläpfen besitzt und jederzeit die Möglichkeit hat, davon zu genießen.
Ein blühendes, wohlhabendes Bauernmädchen lernte in den Ferien an einem Kurort einen sympathischen, verheirateten Herrn kennen. Sie verliebte sich und ließ sich dazu bewegen, mit diesem nach Basel zu gehen. In einer heißen Passion richtete sie sich gewöhnlich ein. Natürlich durfte die Hausbar nicht fehlen, damit es Abends, welche sie gemeinsam mit dem Ehemann auf dem Zimmer verbrachte, dieser nicht zu Sand wurde. Dies wurde der jungen Tochter sehr bald zum Vergnügen. Nach kaum zwei Jahren ist sie zur wahren Altkolonnen geworden. Sie bestraft sich täglich sinnlos und gebärde sich in verabschiedeter Zustand wie eine Irrenkranke. Sie zerriß oft Kleider und Wäsche, bedrohte das Dienstpersonal und verurteilte sogar durch Selbstmord ihrem Leben ein Ende zu machen. Man wollte plötzlich niemand mehr die Verantwortung tragen, und so ersuchte man den Fürsorge der geeigneten Maßnahmen in die Wege zu leiten. Der erste Schritt genügte bereits, um festzustellen, daß das Mädchen weder durch fürsorgliche Maßnahmen, noch durch psychiatrische, ambulante Behandlung zu retten war. Nur noch Anstaltsbehandlung konnte die unglückliche, kaum zweiundzwanzigjährige, vor einem schrecklichen Ende bewahren. Die Patientin konnte wegen gänzlicher Disziplinlosigkeit zum Vorhaben nicht Stellung nehmen, und so ließ sie sich willig in ein Taxi begleiten. Die Fahrt zur längeren Zeit wurde nicht möglich wurde die Patientin wieder vom Schnapsstiefel geküßt, worauf sie hat, beim nächsten Gasthof anzuhalten, da sie dringend ausbreiten mußte. Dieser wurde entsprochen, aber anstatt daß sie sich durch die Wirten zur Toilette begleiten ließ, rannte sie in der Gaststube hinter Büffel, ergiff sich schnell eine bereit stehende Kirchschale und führte diese zum Munde. Wie soll gebärde sie sich, als man sie am Trinken hinderte. Eine Stunde später war das Ziel erreicht. Die Unglückliche wurde in ihrem neuen

Stem liebensoll empfangen, und nun begann für sie eine Entwürdigung, die ihr wieder für Leib und Seele Genugung bringen sollte.
Inzwischen wird in manchem Heim weiter geschluppft und weitere wertvolle Menschen zum Opfer. Weiterhin wird das süße, teure Gift angetrieben und getrunkt, so gar das Gehirn, die sich deswegen Entbehrungen aufzulegen müssen.
Mit dem Wahnwitz möchte ich schließen: Tut die Hausbar in seinem Heim, sondern hilf mit, andere davon zu überzeugen, daß sie Verderben in die Familie bringt!
Zweite Weltkonferenz christlicher Jugend in Oslo
Im Sommer 1939 war in Amsterdam die erste christliche Weltjugendkonferenz zusammengetreten. Auf den 22. Juli 1947 luden die Weltverbände der Christlichen Vereine Junger Männer, der Christlichen Vereine Junger Frauen, der Christlichen Studentenvereine (Ymca, Ywca, Ywam) und das Jugenddepartement des Schwedischen Rates zu einer zweiten Weltkonferenz ein. Aus ca. 70 Ländern kamen 1300 Delegierte zusammen. Auch der deutschen christlichen Jugend wurde eine kleine, 18 Glieder starke Delegation erteilt. Nicht vertreten waren England und Japan. Die Schweizer Jugend (Junge Kirche, und andere christliche Jugendverbände) hatte 28 Delegierte.
Die Konferenz arbeitete nach einem ähnlichen Tagesprogramm wie die in Amsterdam. Sie begann den Tag mit einem gemeinsamen Gottesdienst. Auf den jeweils eine Konfession nach ihrer eigenen Methode gefeiert wurde. Hier, Gitter, Kantate, hielt einen Gottesdienst nach der Art der französisch-reformierten Schweiz. Bei diesen verschiedenen Gottesdiensten konnten die anwesenden Jugendleiter der Welt nicht nur die Lebensführung der anderen Konfessionen kennen und verstehen lernen, sondern sie wollten aber nicht wegzudenken Unterirdische hinweg auch miteinander vor Gott treten und auf sein Wort hören.
Nach dem Morgen Gottesdienst fand jeweils ein Vortragsstag statt, in dem von kompetenter Seite zu brennenden Fragen Stellung genommen wurde. Die Konferenz hörte einen Vortrag vom indischen Theologen D. R. Zerk über „Den Gott der Bibel in der Geschichte“, von „Mister Vater, der Vater der Gemeinde in Frankreich“, von „Über das moralische Chaos“, von Geologieprofessor Riegler Mather, USA, über „Unser Stellung zur selbständigen Wissenschaft“, von R. Niebuhr, Theologieprofessor in New York über „Die menschliche Vererbung und Gottes Plan“, von Ymca-Weltsekretär W. über die „Weltkirche“ und zuletzt — für viele Delegierte der Höhepunkt — von Pastor Niemöller über „Jesus Christus, der Herr der Zukunft.“
Vor diesen offiziellen Zusammenkünften fanden noch viele Meetings statt; die einzelnen Weltverbände trafen sich untereinander, nationale Delegationsgruppen unter sich oder je zwei Länder zusammen Sitzungen, diese Treffen, in denen von Mann zu Mann geredet wurde, waren etwas von höchstem Wert. Die deutsche Delegation hatte der Reihe nach Ausdrücken mit verschiedenen ehemals feindlichen und heftigen Ländern, in denen nach Jahren schuldhafter Trennung die ersten Bande einer Brüderlichkeit unter dem Zeichen der Freundschaft geknüpft werden konnten. Die höchsten und besten dieser Delegationsleiter trafen sich miteinander über den Konflikt aus, der ihre Väter trennt, und sie konnten in einer gemeinsamen Erklärung das festhalten, was die christliche Kirche zu diesem Krieg zu sagen hat.
E. P. D.

Schwedische Pflegerinnen
Die Pflegerinnen in den Tuberkulose-Anstalten Schwedens sind diplomatierte Krankenschwestern und Gevatterinnen, sind in den übrigen Krankenhäusern, berichtet Dr. med. Ripper, Bern, in der Zeitschrift „Gegen die Tuberkulose“, Nr. 4, 1947, über eine Reise nach Schweden. Die Pflegerinnen werden ergründet und unterrichtet durch Pflegerinnen, da der Mangel an Krankenschwestern sich in den Tuberkuloseanstalten am meisten fühlbar macht. Die Pflegerinnen werden, wie das eigentliche Krankenpflegepersonal, erst eingestellt, wenn sie bei der intracutanen (unter der Haut) Tuberkulintestung sich als positiv erwiesen haben. Auf jeder Pflegerinheit von 30 Betten arbeiten gegenwärtig 1-2 Diplomatierte und 2-3 Gevatterinnen. Jede Pflegerin und jede Pflegerin trägt bei der Arbeit am Patienten und am Krankenbett eine Mund- und Nase schützende Gesichtsmaske. Die Anstellungs- und Beförderungserhältnisse unterscheiden sich nicht von denen der übrigen Krankenhäuser. Die Schwestern wohnen auch hier in einem separaten Schwesternheim in Einzelzimmern. r.

Politik und Anderes
Das neue Indien
Der 15. August 1947 wird ein wichtiges Datum für die Geschichte bleiben. In M i n e n e u e S t a a t e n, riesige Gebiete und Millionen Menschen umfassend, treten in Erscheinung: Indien und Pakistan. Großbritannien hat das von ihm kolonial erlassene Indien lange politisch und wirtschaftlich beherrschet und ließ freigegeben. Die neuen Staaten werden als selbständige Staaten dennoch mit England verbunden bleiben, sie werden d o m i n i e n sein im britischen Empire, im gleichen Range wie Kanada, Australien und Südafrika. Das die Erneuerung von Mountbatten zum G e n e r a l g o v e r n e u r von Indien von der allindischen Kongressführung gutgeheißen wurde, zeigt deutlich, wie hoch die Wertschätzung ist, die dieser Engländer sich durch seine tatkräftige Haltung Indien gegenüber zu verdienen gewußt hat. Den noch verbleibenden 565 indischen Fürstentümern wurde freigestellt, sich dem einen oder dem andern der zwei neuen Staaten anzuschließen. — Große F e u e r b e n e n e n fanden in Indien statt (auch unser Bundesrat findet sich unter den telegraphisch Gestatteten); das gleichzeitige, ein mehreren Orten nach zu m a n n e n t l i c h e zwischen Hindus und Moslems und Tumulte gegen Großbritannien stattfanden, zeigt nur, wie gelappt die Lage noch immer ist.
300 000 Beamte zu viel!
In Paris hat die Nationalversammlung im Rahmen der Sparmaßnahmen beschloffen, 300 000 B e a m t e n t e i l e n a f z u h e b e n. Die Bürokratie muß läppig ins Kraut geschossen sein, wenn man aufs mal herabschaut, von Beamten entlassen kann. Der Mangel an Arbeitskräften in der Produktion wird vermutlich beitragen, daß andere Arbeit für die Entlassenen zu finden ist. (Weshalb eine öffentliche Kritik müßte sich wohl ein m a t r i a d a n t i e r t e r Staat gefallen lassen, wenn in ihm — so es einen solchen gäbe — die Gestaltstreifen so überdürftig wären?) Da spräche man gewiß von den gelübbeltesten Frauen, die besser Strümpfe stricken würden, als eine Staatsverwaltung veranantwortlich zu sein!
Wieder ein „Gattinnen-Befehl“
Es scheint sich der Brauch einzubürgern, daß die alleinreisenden Gattinnen von Staatsoberhäuptern mit diplomatischen Ehren beehrt werden müssen. Kaum ist Frau Bernon fort, so wird die Gattin des Präsidenten der Libanesischen Republik, die turgen Aufenthalt in Baunane macht, ins Wattenmilchhaus nach Bern zum Diner geladen. Diesmal geht es höher, und wir können mit ungeteilter, d. h. mit durchaus freudigen Gefühlen, diesen Besuch mitkommen lassen, da der libanesischer Präsident kein Diktator mit entsprechenden Methoden und Sympathien ist. — Es gab einmal eine Zeit, da figurierte die Anwesenheit solcher Gattin, soweit sie nicht offiziell mit diplomatischen Gesandten betraut waren, einfach im Fremdenblatt...
Der Vollmachtsbefehl
aus dem Jahre 1945 über die Herabsetzung der Biersteuer ist vom Bundesrat ausgedehnt worden. Das bedeutet aber nicht etwa eine Herabsetzung der Biersteuer. Denn nun tritt einfach der Steuerbefehl der Finanzordnung von 1945 in Kraft, der mit dem aufgehobenen überstimmt (wobei man sich begeben fragen kann, magu dann dieser Vollmachtsbefehl überhaupt geben habe). Es ermächtigt allerdings ein Artikel der Finanzordnung zu einer Steuererhöhung, doch, wenn der Devisenpreis erhöht oder die Rohstoffpreise niedriger werden. Wo wird voraussichtlich der Bundesrat auf lange hin seine Handhaben haben, die Bundesfinanzen durch eine höhere Biersteuer zu verbessem.
E. B.

Die anhaltende Trockenheit
müht sich tatkräftig aus; sie zwingt in vielen Bundesgebieten zur früheren Heufütterung und die Ueberminderung der Viehhälften ist gefährdet. Die Abteilung für Landwirtschaft im Landwirtschaftsdepartement hat nun Maßnahmen angeordnet, um u. a. die Fütterung durch Ertragmittel zu erleichtern. Ein letzter Vorrat dieser amtlichen Preisermäßigung lautet:
„In einigen Gebieten sind beschränkte Mengen Anlamben verfügbar. Bereits werden stark überlegte Preise gemeldet. Da indessen Höchstpreise durch den aufgehobenen wurden, verbleibt mir für eine auf die Fütterung verbindliche Preise und müssen es mit der Empfehlung an die Käufer bewenden lassen, vernünftig zu sein und nicht die Preise durch fortgesetzte steigende Angebote selbst in die Höhe zu treiben.“
Woraus mir sehen, daß wieder einmal der Mangel an Solidaritätsgeld in Käufer- und Verkäuferkreisen dazu beiträgt, die Situation noch mehr zuzuspinnen. E. B.

Ob aber wohl alle diese Menschen, die so reden, ein anderes Mal zu rechter Zeit reden werden, ehe ein Weib zugrunde gegangen ist?
Seiner Meisterin folgte Babi, das Lehrgemächchen, bald nach.
Es war bei Stübli ins müßte Leben eingemeißelt worden und von irgendeinem Stralchen schwanger, als es heimlich nach vollbrachter Bekehrte. Es mußte leiblich nicht recht, was mit ihm war, und seine Eltern durften es nicht fragen; es mußte, wie Iteng die waren. Es waren sogenannte brave Leute und ließen sich gar viel zu gut auf ihr braves Haus, ihre ehrbare Familie. Da hätte noch mehrere mit Schicksal gemacht, und mehrere noch vor ein Richter gelte wo ne als einleit Großgattin, mit er em Pfarrer seiner Pfume heug helle schützte, derWandog heug aber nune glachtet u gtraot, ob si fi de ruß gelc.
Diese Leute ließen ihre Kinder Küster halten und zu Küstern, soviel sie wollten, bestärkten sich wenig darum, wo sie hingingen, und was sie eigentlich wollten. „Wer es löst is eys desPergelits für, mit einem ungeschicklichen Kind beharaden, mir leste ihm der „Bring ab“, logten sie. Wils kein ungeschicklich Kind wollten sie, aber wenn ihre Töchter schwanger waren, ehe sie hochzeit hielten, logten sie nichts, wenn nur kein ungeschicklich Kind gab. Es war alles erlaubt bis an das auf ihnen; aber daran hielten sie fest und begabten hoch auf, wie es ehrtog zungine in ihrer Familie, und sie meinten es wirklich auch.
Die Leute hatten eine ganz eigene Religion und Sittlichkeit. Sie fragten nicht, was in der Bibel ließe, sondern was der Großgattin gemacht, und was typpe o de Bruch sag; sie fragten nicht, was die Bibel zum Beispiel unter teuch verstehe, sondern, was der Großgattin u de Großmüttin gemacht, das ist teuch! Und von dem gehen sie nicht ab; und man mag ihnen mit der Bibel kommen, so oft und so deutlich man will, so sagen sie, sie müßen des Öfters am nit, de Großgattin und de Großmüttin luge fromm Wut gli u henge d'Wibel o vrlange u mes nit lo l de Wibel gli wär, lo hätte si nit gemacht. Si möge der neue Mode nit; marums de allas nit besser gange?
Die Leute achteten sich Babis nicht, sondern achteten nur auf die Fürtliche, die es plägen müße, und ob es dieselben lo gut mache wie der Schneider. Aber Babi wurde immer bitter; es träumte ihm nichts Gutes, es schmußte ihm soll, wenn es daran dachte, was sein Fürtliche. Es mußte nichts was anfangen? wußte kaum, wie der Wurche seine Taufnamen hatte, geschweize denn den Geschlechtsnamen, und mo er wohnt. Es konnte nichts machen als Tag um Tag herumziehen in in immer steigender Angst, wie es ihm ergehen werde, wenn sie einmal darübersämen.
Wenn es schlaf kommen könnte, lo nahm es einen guten Schuß Bräut, um sein Glend zu verageln; und wenn es einen Küster haben konnte, lo ließ es mit sich machen was er wollte, in der Hoffnung, er führe es glücklich. Aber den Küstern war die Sode verdächtig, sie blieben aus. Die Nachbarsweiber gingen an zu muelen, redeten miteinander über die Bartenzäume hinein; es sei mit Käsgogis Babi beim Schick nicht richtig, es nahm le nune wunger, ob si Wite drum wüße, u men es angeben werde. Es düß le hoch, es war Zyt, dezuetue, u di Wite löste efe oppis lömde. Endlich konnte

eine sich nicht enthalten, Babis Mutter zu fragen, ob Babi nicht bald malde verfinden lassen, sie hätte neue alle oppis droa ghoet, u es düß le, es löit jagt in derfür. Die nahm die Sode oder nicht für oppis auf. Wenn es Zeit sei, zu verfinden, lo werde es schon geschehen, sie hätten nach so zu lange gewartet, es gehe weiter niereine nit u, a. de löll me le rühlig lo, sie würden nicht wüßen, wenn sie wüßen nie die die die. Die Leute lollten nur zu sich leisten fugeen; lo was täte ihnen nüt, als sich mit ihnen abzugeben.
Aber als die Mutter heimkam, tom Babi ihr lust entgegen mit einem Ströbchen auf dem Kopf, und da büdte es sie in der Lat, der Rittel vorne turge gar sehr, und das Fürtlich löc auch nicht wie sonst. Da wurde ihr saß glumucht, und sie nahm Babi allobald ins Gebet ins Hinterstübli und fragte es, was denn mit ihm sei, und sagte ihm, was die Leute sagten. Babi fell fall durch den Boden ab, als die sie geschickte Stübli in unermertete es erziele; es erhielt alle Fürtchen stuetete, es müße nichts davon, es müße es doch selbst am besten wissen. Aber es schloßerte lo nerdrächtig, daß die Mutter immer mehr Verdacht schöffe und immer heftiger auf Babi einbrang.
Zu diesem Gramen kam noch der Vater, wüßte sich gar nicht zu fassen vor Zorn, nahm die Tochter bei den Züpfen und stüllete sie, bis sie de tuffig Bottsmüßen bot, er solle doch aufhören, sie müsse ja alles bekennen. Sie bekannte, daß sie schwanger sei, durfte aber nicht sagen, daß sie nicht einmal wüße, wie der Rer ließe, sondern gab in ihrer Herzensangst unter der Eltern Drängen und Gäuffen einen andern an, einen Bauernsohn aus der Nähe, der freizue, und sich freizue war, aber erft, seitdem sie die Näherin verlassen hatte.

Fraülein Dr. Feyler ?

In Bernome hat im Juni Fr. Dr. Feyler, eine der ersten Ärztinnen des Kantons Schwyz, im Alter von 82 Jahren, 1921 ihren Tod an der Anstalt „Waldhof“ (Genf) im Spital bei wöchentlichem Besuche von Kriegs- und Soldaten. Dann behandelte sie die Schwerverwundeten in der Schweiz und im Ausland. Im Jahre 1914 bis 1918. Kurz darauf behandelte sie die Verwundeten in Rumänien mit Dr. S. Weith, wurde fünf bombardiert, konnte mit Mühe und Not dem Falle Wasser- und entzündeten und lebte in die Schweiz zurück. Von der französischen Regierung erhielt sie 1921 zum Dank für ihre Hilfe an die Alliierten-Verwundeten das Band der Légion d'honneur. — Ihre Melancholie begann im Jahr der großen Chirurgen César Roux, und sie folgte nur der ersten moabithischen Medizin, Fr. Dr. Brope kurz nachher ins Grab.

Frauen seid wachsam!

Stellungnahme des VSA zur Getränkesteuer
Wie das „Genossenschaftliche Volksblatt“ mitteilt, hat der Verband Schweizerischer Konsumvereine in einer Eingabe an das Eidg. Finanz- und Justizdepartement über die Bundesfinanzreform sich auch zur Getränkesteuer geäußert und zwar im folgenden Sinne:
„In gewisser Beziehung der Schweiz wird schon heute eine einschneidende Opposition gegen die Getränkesteuer geltend gemacht. Unseres Erachtens zu unrecht, wenn wir auch verlangen müssen, daß alkoholische Getränke möglichst niedrig und der Einnahme als Volksgetränk nach der Milch überhaupt nicht befreit werden sollte.“

Wortlog gegen die Getränkesteuer im Nationalrat
Der katholisch-konfessionäre Walliser Nationalrat Carron hatte am Bundesrat eine „Kleine Anfrage“ gerichtet des Inhaltes, ob nicht die Spezialsteuern auf den Branntwein aus Weinbergzweigen (Marc usw.) herabgesetzt werden könnte. Die Antwort fiel dem Bundesrat nicht günstig; die ganz beträchtliche Preissteigerung bei diesen Branntweinen — so erklärte er — ist notwendig zur Deckung von Brennstoff- und Spezialsteuern.
Wahrscheinlich ist die „Kleine Anfrage“ von Nationalrat Carron aber hauptsächlich als ein getarnter Wortlog gegen die Getränkesteuer gefastet worden. Man will zum voraus den Einbruch vermeiden, welchen die gegenwärtige Steuer das Brennen zu einem Verlustgeschäft gestalten... wie könnte man dann noch an eine Steuererhöhung denken? Man wird ähnliche Angelegenheiten wohl bald auch aus dem waldischen Weinberg vernehmen — trotz der Verheißung der Frau, bogenzupfeil! Aus „Die Freiheit“.

Ein Norweger-Abend in Schaffhausen

Norwegen — Schaffhausen! Welcher Zauber wirkt über diesen beiden Namen? „Wir Norweger“ ahnten vor einigen Tagen von Schaffhausen — trotz des Rheinfalls — nicht mehr als von irgend einer andern Schweizer Stadt, gefastet in ihrem sympathischen Deutsch der Pfaffen des Vereins norwegischer Volkshochschüler, Erling Birkeland. „Seit den trübseligen Frühlingstagen 1945 jedoch, seit diesen glücklichen Tagen unseres nationalen Lebens, wissen wir etwas mehr und etwas anderes. Damals lehrten unsere Landsleute aus Deutschland zurück, wo sie jahrelang Unrecht erlitten haben, unter ihnen der bedeutendste Übersetzer, Dichter Knut Oserland, der, in der schönlichsten Unrechtlichkeit die Gedichte „Jugend zur Freiheit“ von der Seele geschrieben hatte. Ein bitterer Tropfen jedoch lag im Besizer der Freude: nicht alle kamen; Unzulängliche geflohen, verdorben! Nicht in die Trauer hinein aber fiel die Kunde: „Einige leben noch, ihrer fünfzig oder mehr, sicher geboren und wohl betreut in einer kleinen Schweizer Grenzstadt am Rhein.“ Als dann endlich auch diese den Weg zur Heimat gefunden hatten — endlich! endlich! — da wußten sie Wunder viel zu erzählen von den freundlichen, den bescheidenen Schaffhauser Leuten!“
Während in den hellen Nächten Norwegens die Lege Sand geblüht wurde zum Anjünden ihrer Juchten (der St. Hans Was), sollte im stimmungsvollen Raikausaal — ohne Worte — ein lebendes Bild nach dem Bild zu unseren Augen vorüber: Fjorde mit tiefem Meer und himmelstreichenden Bergen (Jærholm), vom Wetter gerannt“ heißt das in Wärmens National (Kanne), jändische Volkstänze, Hochzeits-Ritt und Hochzeits-Tanz im Bogen zu den Klängen der Har am Fjorde, einer sonderbaren, nur in Norwegen bekannten Geige mit acht Saiten, gefolgt von dem Lied der Norweger:
Mellom bakker og berg ulmed havel
Heve nordmanden fenge sin heim.
Darauf leiste der Reigen norwegischer „Vorträge“ ein von Bergbauern und Arbeiter die erste Saugbar Müll, Lehrer an einer vom Vater des gegenwärtigen Außenministers lange gegründeten Arbeiter-Volkshochschule in Oslo. Von äußerst harten Lebensbedingungen und schweren Gefahren berichtete er, die den Menschen vertritt, die ihn zum Wirtstrauen bringen und zum „Schaff-Tier“ machen können, verstände er es nicht, der Verhärzung die innere Weichheit, der Gefahr den Kühnen und ausdauernden Mut entgegenzubringen.
„Der Krieg hat uns manche Ruß zum Knaden gegeben. Eine der wichtigsten heißt: Wir müssen wieder arbeiten lernen.“ Ihre Schwestern haben ich gesehen, sehr ein äußerst arbeitames Volk. Fünf Jahre schicktes, gemüßers langames Arbeiten (also Sabbate gemüßers der Befehlsmacht) haben uns so weit gebracht, daß es uns heute schwer fällt, wieder gut und schnell zu arbeiten.“
„Wahrscheinlich liegt auch etwas Gutes darin“, meinte lächelnd zum Schluß seiner Ausführungen der Senator der Gesellschaft, der bereits genannte Erling Birkeland, „daß wir nicht so viel arbeiten wie die Schweizer. Es heißt uns noch etwas mehr Mühe für das Gelingen für das, was den Sinn des Lebens ausmacht.“
„Vor arbeitet so unerschöpflich! Und ihr seid heute so reich geworden! Seid ihr auch glücklich? Die Natur hat auch uns eine Schöpfung in der Schöpfung gelegt. Wir müssen hart arbeiten. Trotzdem finden unsere Jungen Leute im Alter um die zwanzig herum Zeit, einen Winter lang, sechs lange Wintermonate hindurch, eine unserer Volkshochschulen zu besuchen. Dort in einem großen Volkshochschulsaal wird ihnen, nach auch mit die schönste Zeit unseres Lebens beschlossen.“
Es regt uns nicht, die Verhältnisse dazu zu gewinnen, und wir haben sie gewonnen zu einem großen Teil, die Sauerer vor allem in freierem Maße aber auch die Handwerker, Arbeiter und Angestellten, für ein schlichtes, wirklames, munteres Erdelben mit der tiefen Schönheit nach allen Himmeln und Eden, die nur gefüllt werden kann vom Glanz der Ewigkeit.“
Was wir dabei antreiben, kann wohl auf seine Weise besser zum Ausdruck gebracht werden als durch das Lied des Bauern Anders Ballboist, das wir auch jetzt singen wollen:
„Loben heißt lieben, für Herz und Seele das Beste lieben.
Loben heißt in strenger Arbeit reicheren Zielen entgegenwandern.
Loben heißt im Leben den höchsten Wert finden.
Loben heißt, in allen Wandel nach Wahrheit streben.
Loben heißt, in allen Wandel nach Wahrheit streben.
Loben heißt, in allen Wandel nach Wahrheit streben.
Loben heißt, in allen Wandel nach Wahrheit streben.“

Hotel Augustinerhof
St. Peterstraße 8 / ZÜRICH / Tel. 257788
Zentrale Lage
Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Gelegte Küche
Leitung: Schweizer Verband Volkedioner

Aus der Arbeit der Internat. Frauenliga für Frieden und Freiheit
Der Schweizerische Zweig der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit (IWF) hielt in der zweiten Hälfte April 1947 in Zürich eine internationale Tagung ab, an der sich hauptsächlich deutsche Frauen beteiligten. Sie war auch in erster Linie für deutsche Frauen gedacht, da dieselben letztes Jahr trotz von Aus- und Einreisbeschränkungen noch nicht an dem großen internationalen Kongress der IWF, der im August 1946 in Luxemburg stattfand,

teilnehmen konnten. Es waren aus Deutschland anwesend Vertreterinnen aus Bremen, Hamburg, Stuttgart, dem Rheinland, Rheinhessen, Ludwigschafen am Bodensee, Berlin, Weimern. Aus andern Ländern waren auswendig Vertreterinnen aus England, den Vereinigten Staaten, Österreich, Schweden. Aus der Schweiz nahmen etwa 30 Frauen an den Verhandlungen teil.
Angeleitet wurden die Verhandlungen durch den Bericht von Professor Dr. Gertrud Moser, Bern, über den Genèver Kongress 1946, der sofort in die wichtigsten zur Frage stehenden Verhandlungsgegenstände einführte, wie in die Frage der Stellung zu Sowjet-Rußland, der Zusammenarbeit mit der Internationalen demokratischen Frauenföderation, in die Probleme der Erziehung, des Miteinanderarbeitens von Mann und Frau, des Verhältnisses von Hilfsleistungen und geistiger Wiederaufbauarbeit. Fräulein Dr. Helene Schödel, Zug, sprach über die Atomenergie und ihre Verwertung für friedliche Zwecke und Fräulein Martha Schärer, Frauenfeld, behandelte das Thema Erziehung zum Frieden. Frau Emilie Hiltmann, Wien, gab im Anschluß an die Verhandlungen in ihrem Lande ein äußerst lebendiges Programm über Frauenarbeit und Frauenhilfe.
Der große Wert der Tagung bestand nicht nur darin, daß es den deutschen Frauen zum ersten Male möglich war, außerhalb ihres Landes mit Mitarbeiterinnen anderer Länder die gemeinsamen Probleme zu besprechen; es war auch wertvoll für sie, sich mit deutschen Frauen der verschiedenen Besatzungszone zu treffen. Selbstverständliches leisteten sie auch dem Reichtum ihrer freilich sehr leidvollen Erfahrungen außerordentlich wertvolle Beiträge zu den allgemeinen Verhandlungsgegenständen. Die Konferenz sprach sich in einer Resolution gegen den Antifeminismus aus und forderte in einer zweiten Resolution die Aufhebung der Atomenergie für den Aufbau Itali für die Fortschritt.

Genossenschaftliche Frauentagung

Der 22. Delegiertenversammlung des Konsumgenossenschaftlichen Frauenbundes, verbunden mit einer 37er zum 37jährigen Bestehen, am Freitag, den 20. Juni 1947 im Kongressgebäude in Zürich.
Der Vormittag brachte uns eine eindrucksvolle Feier. Amnesten prangender Fortentien, zu denen die aufgestellten Regenbogenbanner in wunderbarer Harmonie standen, leuchteten die zahlreich erschienenen Delegierten und Gäste den interessanten Ausführungen unserer Referentinnen:
Frau P. Kujer, Biel
Frau E. Gali, Zürich
Frau R. Wüthli, Basel und
Frau B. Ganz, Winterthur.

Ein Rückblick auf die 25 Jahre Tätigkeit des KGF seit dessen Gründung am 18. Januar 1922, führte uns zu den enormen Schwierigkeiten vor Augen, mit denen die Gründerinnen zu kämpfen hatten. Doch gelang es ihnen dank ihrer Verdienste, dem ihrer unermesslichen Arbeit, ein Schritt die Gemeinnütze zu befechtigen und mit vereinten Kräften und eifrigem Willen durchzuführen, was sie anstreben und lüchten. Doch heißt es auch heute noch: „Vorwärts, immer, rüchwärts nimm!“ Vorwärts, bis alle vorgezeichneten Ziele erreicht sind zum Wohle der ganzen konsumgenossenschaftlichen Bewegung.
Wieses wurde bis anhin durchberaten und behandelt, Fragen über Preisgestaltung, Rückvergütung, Arbeitsaufwand in den Konsumgenossenschaften, Genossenschaftsrecht wurden diskutiert, Fragen über die Stellung der Frau in den Genossenschaftlichen Verbänden über ihre Gleichberechtigung und ihr Mitspracherecht. Wieses wurde geleistet auf dem Gebiete der Rührorgane, denken wir an die Soldatenfürsorge, Bäuerinnenhilfe, die Wirtshilfe im Mehrbau, an die Vaterschaften für die Gemeinwesen und an die großen Bemühungen der verschiedenen Sektoren und Frauenvereine zugunsten der vom Kriege schwer betroffenen und gefährdeten Menschheit. Vergessen wir aber auch nicht die Arbeiten der Prüfungskommission, die in unermüdlichem Wirken lebensdienliche Arbeit geleistet hat mit den letzten der Konsumgenossenschaftlichen haben und damit die Gewände für einwandfreie und preiswürdige Waren bieten. Selbstlich anerkennen wir die große Arbeit auf dem Gebiete des Bildungswesens und danken für die Möglichkeiten, die uns seit Jahren für die Weiterbildung gegeben werden, sei es zu einem Besuche eines Preisvorlesers, zur Teilnahme an einem Studienzettel, dessen wir uns auch die belehrenden Kurse und Vorträge auf mannigfaltigen Gebieten nicht entgehen.
Die heutige Maßstabersatz ist auf 5120 Genossenschaftlichen angewachsen, d. h. auf 4220 der deutschen und 900 der westdeutschen Genossenschaftlichen. Dies ist ein Anzeichen für weitere Entfaltung, zu weiteren Wirken

und Schaffen. Welch ungeheure Arbeit hinter dieser Zahl von Mitglieder steht, läßt sich kaum ermessen. Die Arbeit von Fräulein Gröbli, Sekretärin des KGF, wird anerkannt und gebührend bedankt.
Nach Beendigung der Referate werden die Gründerinnen und Pionierinnen, die Frauen Kujer, Wüthli, Gali, Kujer, Fräulein Schödel und Frau Dr. Wüthli mit fröhlichen Gaben und Geschenken geehrt. Umringelt von der Reihe mit prächtigen musikalischen Darbietungen von drei jungen Künstlerinnen. Ein Mitglied soll der Gründerinnen Dank und Anerkennung im Namen der ganzen konsumgenossenschaftlichen Frauenbewegung in höchsten Tönen, die Freude machen.
Der Nachmittag galt der 22. Delegiertenversammlung des KGF, mit den üblichen Traktanden, die dank der gründlichen Vorarbeit reich behandelt und genehmigt werden konnten. Jahresbericht und Jahresrechnung wurden bedankt und die Tabellen konnten zur Freude der Anwesenden als schriftlich ausgefertigt werden. Die Festsetzung des Jahresbeitrages wird später bestimmt und als nächster Versammlungsort Sonntag 2. Juli, eventuell Interlaken in Frage. 2. Ri.



„Das Schiff ist mehr als die Benennung“ (Kipling). Der amerikanische Romanier Floyd C. Douglas, dessen Bestimmung „Das Gemach des Erfinders“ durch seine klare überzeugende Geisteshaltung und die packende Darstellung nicht nur in Amerika, sondern weit darüber hinaus einen außerordentlichen Erfolg erlebte, braucht nicht mehr vorgelesen zu werden.
„Das Schiff ist mehr als die Benennung“ (Kipling). Der amerikanische Romanier Floyd C. Douglas, dessen Bestimmung „Das Gemach des Erfinders“ durch seine klare überzeugende Geisteshaltung und die packende Darstellung nicht nur in Amerika, sondern weit darüber hinaus einen außerordentlichen Erfolg erlebte, braucht nicht mehr vorgelesen zu werden.

„Das Schiff ist mehr als die Benennung“ (Kipling). Der amerikanische Romanier Floyd C. Douglas, dessen Bestimmung „Das Gemach des Erfinders“ durch seine klare überzeugende Geisteshaltung und die packende Darstellung nicht nur in Amerika, sondern weit darüber hinaus einen außerordentlichen Erfolg erlebte, braucht nicht mehr vorgelesen zu werden.
„Das Schiff ist mehr als die Benennung“ (Kipling). Der amerikanische Romanier Floyd C. Douglas, dessen Bestimmung „Das Gemach des Erfinders“ durch seine klare überzeugende Geisteshaltung und die packende Darstellung nicht nur in Amerika, sondern weit darüber hinaus einen außerordentlichen Erfolg erlebte, braucht nicht mehr vorgelesen zu werden.

„Das Schiff ist mehr als die Benennung“ (Kipling). Der amerikanische Romanier Floyd C. Douglas, dessen Bestimmung „Das Gemach des Erfinders“ durch seine klare überzeugende Geisteshaltung und die packende Darstellung nicht nur in Amerika, sondern weit darüber hinaus einen außerordentlichen Erfolg erlebte, braucht nicht mehr vorgelesen zu werden.
„Das Schiff ist mehr als die Benennung“ (Kipling). Der amerikanische Romanier Floyd C. Douglas, dessen Bestimmung „Das Gemach des Erfinders“ durch seine klare überzeugende Geisteshaltung und die packende Darstellung nicht nur in Amerika, sondern weit darüber hinaus einen außerordentlichen Erfolg erlebte, braucht nicht mehr vorgelesen zu werden.

„Das Schiff ist mehr als die Benennung“ (Kipling). Der amerikanische Romanier Floyd C. Douglas, dessen Bestimmung „Das Gemach des Erfinders“ durch seine klare überzeugende Geisteshaltung und die packende Darstellung nicht nur in Amerika, sondern weit darüber hinaus einen außerordentlichen Erfolg erlebte, braucht nicht mehr vorgelesen zu werden.
„Das Schiff ist mehr als die Benennung“ (Kipling). Der amerikanische Romanier Floyd C. Douglas, dessen Bestimmung „Das Gemach des Erfinders“ durch seine klare überzeugende Geisteshaltung und die packende Darstellung nicht nur in Amerika, sondern weit darüber hinaus einen außerordentlichen Erfolg erlebte, braucht nicht mehr vorgelesen zu werden.

Die Eltern legten ein bißchen lugg und wollten wissen, was er dazu sage, und warum er noch nicht gekommen sei, es ihnen anzuklagen. Da mußte Babi bekommen, daß es ihm noch nichts gefogt, weil er seit einiger Zeit, es willste nicht, warum, nicht gekommen sei. Nun gingen wieder über Babi los, daß es so lange gereizt, bis sie in aller Ruhe wieder seien, und wenn die Mite nicht gemeldet wäre, die mußte, daß es Schick gehen könnte, wenn man zu unerschrocken mochte, so hätte es der Alle jilt toldelshagen. Nun mußte Babi auf der Stelle fort, dem Burfchen das Rind anzuführen. Es hielt dem Vater fast auf den Knien an, daß er es doch übernehmen und zuerst mit des Burfchen Vater reden sollte; aber der Alle wollte nicht. „Selber ta, selber hat“ sagte er; das sei ihr Leben lang in ihrer Familie nicht der Brauch gewesen, daß der Alle d'Ring lag so anfinde. Wenn es nicht mit dem Burfchen zurückkome, so sollte er es nicht lebendig aus den Fingern, gab er ihm als väterliche Herfürsorgung mit auf den Weg.

Man kann denken, wie es Babi zumut war, und viel gemacht war es von ihm, da es wirklich hinging und mit dem Burfchen zu reden suchte. Aber es ging dem Weg wie den Lebensweg, und er mochte es auch. Es leuchtete dem Burfchen auf, als er vom Essen heraufkam, den Resten ihrer Nacht zu geben. Es sagte ihm, es sei äppis angens mit ihm, und er werde es wohl 3 Ringe führen wollen.
Der Burfche war noch nicht von den Ausgehenden, von den Alltäglichen einer, sondern von denen, welche oft Suppen auszufressen haben, welche andere eingebracht.

Er erschauert gemaltig, suchte zuersehen und fand keine, meinte, Babi werde sich wohl irren, werde nicht schonen sein, es solle sich befinden, ob es nicht einen anderen wüßte. Er könne kaum glauben, daß es von ihm sei, es hätte noch nicht andere mehr gehabt. Er zaghafter der Würde redete, desto mehr Mut sollte Babi und wer weiß, ob es bestehen nicht zuletzt noch überredet hätte, mit ihm zu den Eltern zu gehen, wenn nicht dessen Vater, der dem Gespräche hinten im Hausgange schon lange zugehört hatte, um die Gese herumgelommen wäre und sich darin gemüßigt hätte. Der war ein Abgefeimter; er redete nur leise, aber er jag die Mundwinkel; er beneidete ein und zwirerle mit den Augen wie ein Raub am Gote.
„Was heut er Guts mitenanger?“ fragte der Fruchde; es werde äppe mit Aparting in, Babi brauche da mit am Bapstul j'loch, es soll d'Etude wüßig, f'werde äppe mit Heimlichis mitenanger? Der Junge merkte, daß er am Allen eine Güte hätte, und fragte, wie Babi ihm da unzulässig etwas annüme.
„Hest gemeint, Babeli,“ sagte er sanft, „Du wüßst bis ja wie d'Wiss in je Falle? Du bist ja eine rühig! Du, du bist schwanger g'it, es du heisch bißig; wie weiß, was dir für ein Rebe gürtzt heut, wie dir da umgehört hat, wie sie eigeligt dir alle h'it, wie der erit belt gut g'it g'it. Du, Babeli, bist nicht angers mit, so d'ist eine h'it, so d'ist eine Alle gute Wäe manne, so d'ist die schöne Trösel wemg'moche u'neut Waagie, es d'ist mir, du merklich je hat frucht.“

„Hest gemeint, Babeli,“ sagte er sanft, „Du wüßst bis ja wie d'Wiss in je Falle? Du bist ja eine rühig! Du, du bist schwanger g'it, es du heisch bißig; wie weiß, was dir für ein Rebe gürtzt heut, wie dir da umgehört hat, wie sie eigeligt dir alle h'it, wie der erit belt gut g'it g'it. Du, Babeli, bist nicht angers mit, so d'ist eine h'it, so d'ist eine Alle gute Wäe manne, so d'ist die schöne Trösel wemg'moche u'neut Waagie, es d'ist mir, du merklich je hat frucht.“
(Fortsetzung folgt.)

Internationale Musikalische Festwochen in Luzern, 1947

The Rape of Lucrezia
Music by Benjamin Britten, Libretto by Ronald Duncan and Designer John Piper
Die „English Opera Group“, welche uns in mühevoller Vollendung eine schweizerische Uraufführung von Britens „Lucrezia“ schenkte, dient lediglich kulturreich den Konzerten, indem sie sowohl in der Heimat, als auf dem Kontinent sich für alte und neue englische Kunst einsetzt. Es ist Britten gelungen, für dieses Unternehmen eines künstlerisch hochstehenden „Wandertheaters“ einen Ort zu finden, der mit keinem Orchester auskommt. Dabei ist es Britten weniger um eine musikalische Unterhaltung, oder gar Uebersteigerung der Handlung zu tun, als um die Gestaltung der Charaktere. Diese Entwidlung schafft festliche Vorgänge, innere Spannungen. Die Personen selbst verhalten selten, was in ihnen vorliegt, wie erleben sie in ihren Beziehungen zu einander. Zwischen ihnen und uns vermittelt der „Chorus“, eine männliche und eine weibliche Stimme, welche erlauernd, betrachtend, ja sogar vornehmend, und unterbrechend, vor allem aber mitteilend die Schicksale der Personen begleitet. Dieser „Chorus“ ist nicht nur Rahmen, sondern gelegentlich sogar musikalische Zentrum, und seine Eingriffe mindern etwa die Lust, sie erleben die Spannung des Aufzuges. Selbstlich kommt der beiden Chorusgruppen, die in zwei Umräumungen leitend der Bühne ihre Rolle singen hören, und dann an Schülern- und Prophetenfiguren Michelangelos erinnern, philosophische Bedeutung zu, denn

ihre vergleichende Betrachtung zielt in der christlichen Auslegung, eines um Jahrhundert früher christlichen Vorganges, wodurch dem in der Tragödie offenbarten menschlichen Leben, der Sclafel genommen wird. Der Wüßheit ist bededettes Regizito, bei dem kein Wort verlor geht, oft nur vom Klavier begleitet, dann aber auch, wenn es der Sinn erfordert, aus dem schwebenden Orchester äußerst reistliche Klänge, Moite und Steigerung heraushebt! Aber auch der lyrische Fluß der Stimmen kommt zu seinem Recht. Ein Beispiel für viele: Wie herrlich vermischt sich der lichtevolle Gelang der Begleiterinnen Lucretiens mit der heiligen Vuorenfrühe und den Schalen voll duftender Blumen, die auf Lucrezia warten, während wir wissen, daß im Innern ihres Gemachs sich Lucrezia die festliche Gastin des Collatinus birgt, die dem entzerrnen Ueberfall eines fremden Mannes zum Opfer fiel. Was sie leidet, was sie empfindet, sehen wir, wenn sie die ihr als Morgengruß von ihren Gefährtinnen darreichte weiße Blüte mit leuchtendgelben Blüten von sich wirft, wie sie die Blume gestürzt hat, zerstückt sie dann sich selbst.
Um den vorzüglichen Darstellern und Darstellerinnen ihren prächtigen Stimmen, ihrer trefflichen Diktion gerecht zu werden, müßte man alle Namen nennen! Der männliche „Chorus“ V e t e r a n e r s t ist uns schon von früher her bekannt. Britten, der die erste Lucrezia-Darstellung persönlich leitete, wurde von dem internationalen Publikum, das das rühmliche Luzerner Stadttheater bis auf den letzten Platz füllte, und feierlich den Raum mit erlebten Tolleiten schmückte sehr gefeiert. A. K o n e r.

fände und Stimmungen, über alte Kultur und junge Bestrebungen, zum Teil unglückliche primitive Verhältnisse zu sanieren, d. h. armenelosen Wäldern Kultur zu bringen. Manches liest sich, als habe der Verfasser als Propagandist heftigste und geistvolle Vorträge gehalten mit dem Ziele, diese Länder der Sowjetunion zu verbinden (s. S. 2). auch noch andere Kräfte als die rote Armee beteiligt waren am Sturz des Hüttenregimes, ist nicht ersichtlich. So gibt dies Buch sehr wertvolle Einblicke in die Zustände weiter Abgebote, die, wenn auch einseitig, und, wie es der knappe Raum nicht anders gestattet, eher feuilletonistisch gehalten, weit mehr auslässe als das, was die Tagespresse uns zu vermitteln vermag.

Albous Hugley: „Wissenschaft, Freiheit und Frieden.“
Titel der englischen Originalausgabe: Science, Liberty and Peace überf. von Herbert E. Herlihy (Steinberg-Verlag, Zürich 1947).
„Die Feder und die Stimme sind mindestens ebenso mächtig wie das Schwert, denn das Schwert wird in Befolgung des gesprochenen oder geschriebenen Wortes geschwungen.“
„Die Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts dagegen glauben, daß wir ungekrönt verfallen sein dürfen.“ (Albous Hugley).
Der geistreiche und mit Recht an Voltaire's und Swift's Geist gemahnende englische Schriftsteller Albous Hugley geht in seiner neuen Schrift „Wissenschaft, Freiheit und Frieden“ vom Wort Tolstoj's aus: daß sich in einer solchen Gesellschaftsordnung die begabtesten Hebermächt weniger auf Ziele verberend auswirken muß — um es nach 50 Jahren auf unsere Zeit anzuwenden. Wissenschaft und Technik helfen zur Auslösung moderner Angriffs- und Verteidigungsmittel; helfen unermesslich zu Aufrüstung, Militarismus, Krieg, die freilich die Arbeitslosigkeit zu bannen ver-

möchten. Gegen das Gefühl der Macht, das keine Grenzen mehr zu kennen scheint, gibt es nur den Panzer der Heiligkeit, das heißt aber in praktischer Ausführung: Einschränkung und Abhaltung dieser Macht: Dezentralisierung und Entinstitutionalisierung. So führt uns Hugley zu der Frage: inwiefern ist eine Abschaffung des Krieges und eine Annäherung der Freiheit möglich? bestenfalls nicht absolut neue Gedankengänge hier nicht im Besonderen erörtert werden können, wobei Hugley trotz festlicher Einstellung an wie ethische Verantwortung der maßgebenden Techniker und Wissenschaftler appelliert, die ihre Leistung in einer Gemeinamkeit „gegen die zerstörerischen Mächte der Welt“ zu verwenden haben.

Mlle Suzanne Albrecht
„Büchergilde“
Eine Reihe interessanter Beiträge enthält die August-Nummer der Monatschrift der Büchergilde Gutenberg. So versucht Harry Clerc in seinem Aufsatz „Morin laß Ramuz seine Aufgabe“ das Schaffen des verstorbenen Dichters dem Leser nahe zu bringen. — „Das europäische Minimum“ ist die Überschrift, die Herbert Rüthli seiner Betrachtung über die Eigenart uneres Landes gibt. — Unter der tunbigen Führung von Walter Hängler machen wir einen Gang durch die Schaffhauser Ausstellung „Meisterwerke altdenksamer Male-rie“ wobei eine Anzahl guter Reproduktionen seine Ausführungen illustrieren. — „Alle großen Dinge sind einfach“ — auch die großen Gedanken.“ Mit diesen Worten leitet Hugo Kraemer seinen Aufsatz „Der freie Bund“ ein, in welchem er den Grundgedanken der Föderation und der Gemeinschaft in der Freiheit erörtert. — Neben den erwähnten Aufsätzen und Betrachtungen enthält die vorliegende Nummer eine

Kurzgeschichte von Oscar Wilde; von Paul A. Brenner Gedanken zu Edwin Rampegers neuem Eidenbuch „Der gelbe Streifen“ und vom Autor selbst einen heiteren Lebensabriss. —
Broschüren der Zeitschrift können von Interessierten jederzeit durch die Büchergilde Gutenberg, Wartenbergstr. 2, Zürich, bezogen werden.

Reaktion
Frau E. Stuber u. Goumoens, St. Gerzogenstr. 68, Winterthur, Tel. 2 06 00.
Beslag
Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Dr. med. h. c. Elfe Büblin-Eppler, Kildberg (Zürich)



Wäsche nach Gewicht
das einfachste für die Hausfrau.
Schönendste Behandlung bei billigster Berechnung.
Tadellose Ausrüstung ihrer Wäsche
Waschanstalt M. Trottmann, Winterthur
Wiesenstr. 3, Tel. 2 16 52, Ablage Badgasse 2 16 42

Daheim Bern Zeughausgasse 13
Alkoholfrei geführtes Haus. Gute Küche
Preiswerte Mahlzeiten. Freundl. Hotelzimmer. Sitzungszimmer. Tel. 2 49 29

Unmöglich!
daß es noch Haushaltungen gibt ohne Dampfkoctopf „Securo“
Damit kochen Sie zehnmal schneller.
Wir liefern ab Lager!

SCHWABENLAND & CO AG ZÜRICH
Näschelerstr. 44 Tel. 25 37 40

SCHAFFHAUSER WOLLE

J. Leuter
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren

Metzgerei Charcuterie
Zürch 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70

Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

zum Kochen
Backen
Würzen
Braten
die guten
Helvetia
Produkte

NOVO-Puddingpulver
mit Vanille 5 l u. C
60 Rp. per Dose!

Institut MINERVA
Zürich
Vorbereitung auf Universität
Eidg. Techn. Hochschule
Handelsabteilung
Arztgehilfenkurs

KUNSTMUSEUM WINTERTHUR
GROSSE MALER DES
19. JAHRHUNDERTS AUS DEN
MÜNCHNER MUSEEN
17. AUG. — 16. NOV. 1947
GEÖFFNET:
10 — 12.30 UND 14 — 17
MONTAGVORMITTAG
GESCHLOSSEN

Bei fettheiklen Speisen
wie Spiegeleier oder Rösti, zeigt sich ganz eindeutig die feine, ausserlesene Qualität unseres Speisefettes

KASPAR-GOLD
mit 10 % eingesottener Butter

Dosen à ½ Kilo Fr. 4.15 per Kilo
Dosen à 1 Kilo Fr. 4.05 per Kilo
Offen, in Eimern à 4, 9 und 25 Kilo
Fr. 3.80 per Kilo

Zu beziehen bei:
HANS KASPAR A. G., Zürich 3
(Besitzerin: Frau E. Kaspar-Feller)
Speisefett- und Margarine-Fabrik
Telefon (051) 33 11 22 - Ipsophon (051) 33 11 27

ORO
das altbewährte, feinste Kochfett
zum KOCHEN, BRATEN, BACKEN
Fabr.: Fied & Berkhart A.-G., Zürich-Berthoz

obi Raisin
Ein Traubensaft von besonderer Klasse
OBSTWERSTUNGENGENOSSENSCHAFT BISCHOFZELL

MEYER-BUCK
Zürich, Schiffhände-Kirchgasse

Porzellan
Kristall
Keramik

Der heimliche
Teerraum
Marktgesse 18
Gipfelstube
W. DEUTSCH, SOHN
ZÜRICH

Ernst
„Guets Brot“
„Feini Guetzli“

Seefeldstraße 119 Tel. 24 77 00
Seefeldstraße 212 Tel. 24 57 44
Forschstraße 37 Tel. 32 09 75
Zollikon, Dufourplatz Tel. 24 98 49
Tea-Room Bahnhofplatz Tel. 23 12 72

Verkaufs-Läden
Aarau, Aargau, Altstätten, Appenzel, Baden, Balsthal, Basel, Bellinzona, Bern, Biel, Blinningen, Brugg, Buchs, Burgdorf, Chur, Delémont, Dietikon, Frauenfeld, Fribourg, Glarus, Grenchen, Herisau, Horgen, Kreuzlingen, La Chaux-de-Fonds, Langenthal, Langnau,
Freitag, 22. August 1947

MIGROS
„Die Zeitung in der Zeitung“

Laufen, Lausanne, Liestal, Locarno, Lugano, Luzern, Mellen, Moutier, Neuchâtel, Neuhausen, Olten, Porrentruy, Rorschach, Schaffhausen, Sissach, Solothurn, St. Gallen, Thalwil, Thun, Tramelan, Uster Wädenswil, Wettigen, Wil, Winterthur, Wohlen, Zollikon, Zug, Zürich (24 Stadtviertel)

Migros-Liebesgaben-Versand
Offenbar ist mit der Aufnahme des Liebesgabenversandes durch die Migros ein grosses Bedürfnis befriedigt worden. Sind doch in den wenigen Tagen mehr als 9000 Gutscheine gekauft worden. Besonders für das gute Oel, das bei dem schweren Fettmangel in den nördlichen Ländern hochwillkommen ist, besteht gewaltiges Interesse. Unsere 6000 Kannen zu 5 Liter sind ausverkauft; wir können aber noch mehr Oel zur Verfügung stellen, doch müssen wir zuerst von Bern die Bewilligung für die Ausfuhr der gebrauchten Blechkanister erhalten.
Sobald diese Bewilligung eintrifft, werden wir das Oel wieder ausschreiben, allerdings unter Beschränkung auf unsere Genossenschafter, solange nicht ausreichende Mengen verfügbar sind.
Kaffee ist vorläufig noch zu haben, und zwar handelt es sich hier um eine ausgezeichnete Qualität Rohkaffee, würdig der Migros-Tradition. Denken Sie daran, wenn Sie Ihre Liebesgabe senden wollen, denn der Empfänger kann solchen unverfälschten, haltbaren prima Kaffee viel eher nach Wunsch gegen andere wertvolle Nahrungsmittel tauschen, als undefinierbare Kaffee-Gemische. Das gleiche gilt von den Erdnüssen, die als Nährwert infolge des hohen Fettgehaltes sehr ausgiebig sind;

wer das Salz daran nicht liebt, kann es leicht abreiben.
Als neuesten Trumpf haben wir den vielbegehrten Zucker anzubieten, der in den Kriegsländern als Ware Nr. 1 gilt, gegen die im Austausch sozusagen alles erhältlich ist. Mit Zucker machen Sie dem Beschenkten die grösste Freude. Und endlich können Sie es zu einem vernünftigen Preis tun, trotz der immer noch gewaltigen Transport-, Versicherungs- und Verpackungsspesen. Die Spedition der Zuckerpakete kann erst in ca. 10 Tagen beginnen.
2 Kilo netto in Dosen la Rohkaffee Fr. 12.—
72 Dosen gesalzene Erdnüsse (16,2 kg) Fr. 32.—
5 Kilo la Würfelzucker, solid verpackt Fr. 10,25

Vergessen Sie nicht, dass neben dem teiblichen auch der geistige Hunger sehr weh tut. Mit einem Geschenkabonnement auf die Tat (½ Jahr Fr. 25.—) bereiten Sie Ihren Freunden im Ausland eine grosse, jeden Tag erneuerte Freude; eine Freude, die durch Weitergabe des Blattes von Hand zu Hand noch auf Dutzende Menschen erstreckt wird.

Gutscheine und Prospekte in allen Migros-Filialen erhältlich (für Zucker ab Dienstag, 19. August 1947). Die Ausgabe ist bei allen Läden und Verkaufswagen beschränkt. Wir bitten höflich, keine Einzahlungen auf Postcheck vorzunehmen.

Ihre ganze Seifenration können Sie nun für folgende Artikel verwenden:

O h B, das selbsttätige Waschmittel mit der neuen praktischen Packung
90 Einheiten Paket 450 g **-75**
Kernseife, weiß 200 Einheiten Stöck 400 g **-90**
Olivenölseife 200 Einheiten Stöck 400 g **-90**
Haushaltseife 200 Einheiten Stöck 400 g **-65**

Unsere vorzügliche
Toilettenseife
aber ist **punktfrei** und dazu noch billig. Friede-qualität, gut schäumend u. reinigend. Sie schmeckt.
Stöck **-50**